





Peter Rützler

# **Kaiseruhr und Rosenkranz**

Roman



© 2024 Peter Rützler

Covergrafik:

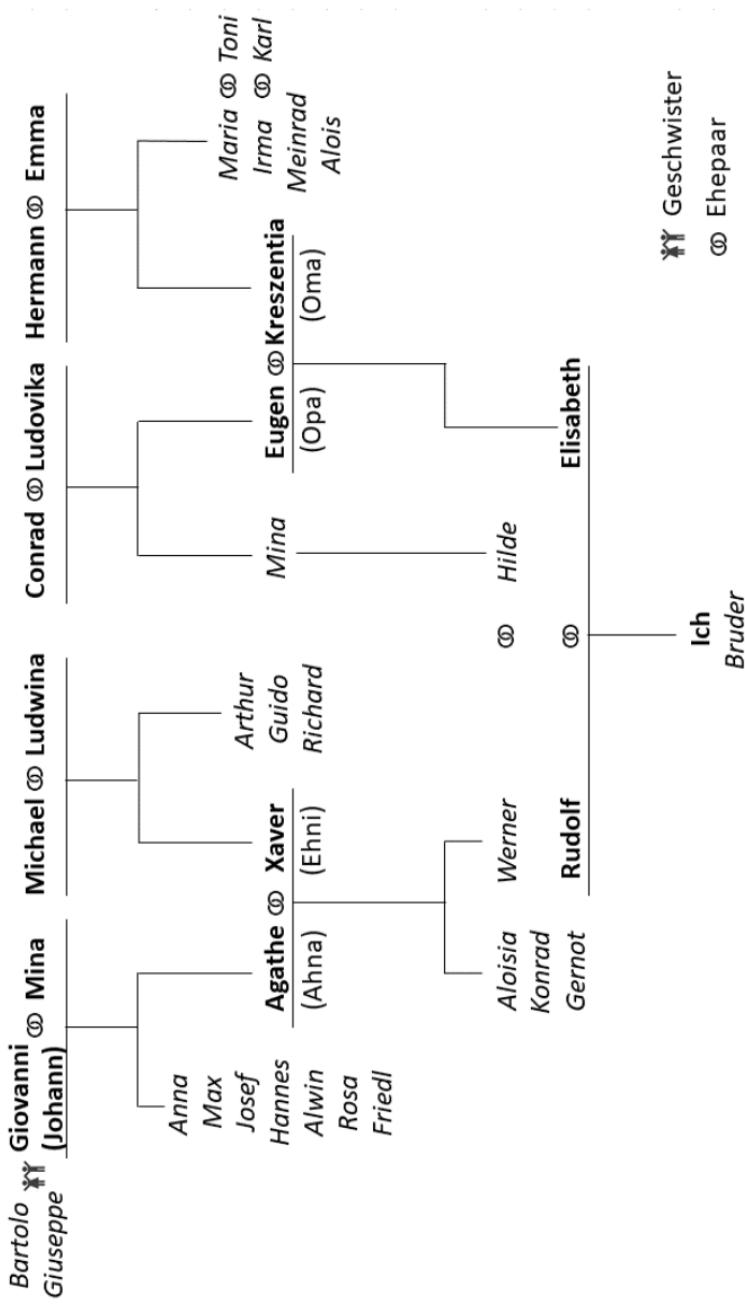
Bild Kaiser Karl in Lochau © vorarlberg museum Bregenz

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:  
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,  
Germany.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Peter Rützler, Nadelstrasse 87, 8706 Meilen, Schweiz.

*Im Gedenken an  
Anna und Fritz  
Adelheid und Gustav*

*Für meine Eltern, ohne die das Buch nie entstanden wäre*



# **Bach runter**

## **Gegenwart**

«Oh nei, nicht schon wieder!», entföhrt es mir beim Lesen des Artikels über die Vergabe der Fussballweltmeisterschaft. Einmal mehr wird die Weltmeisterschaft in der Wüste und im Winter stattfinden. Einmal mehr kann ich die Spiele nicht im sommerlichen Garten mit Freunden und viel Bier geniessen. Einmal mehr kämpfen die Mannschaften in einem Land, das keine Fussballtradition hat.

Saudi-Arabien wird den Zuschlag für das Jahr 2034 erhalten. Geld regiert die Welt, schlussfolgere ich. Ich verspüre ein Unwohlsein in der Magengegend, wie immer, wenn ich an das saudische Regime denke. Hat der Kronprinz nicht in der Türkei einen kritischen Journalisten entführen und anschliessend in Stücke hacken lassen? Was für eine abscheuliche und menschenverachtende Tat. Die Frauen werden in diesem erzkonservativen, von der Religion dominierten Land immer noch unterdrückt. Ohne die Zustimmung ihres Mannes oder ihres Familienoberhaupts können sie keine offizielle Entscheidung treffen. Und die Saudis spielen ein sehr schmutziges und gefährliches Spiel im Nahen Osten, wo Menschenleben generell einen tiefen Stellenwert haben.

Mein Onkel arbeitete in den 1980er Jahren als Sprengmeister in Saudi-Arabien. Er musste mit ansehen, wie einem seiner pakistanischen Mitarbeiter öffentlich die Hand abgehackt wurde, weil er des Diebstahls verdächtigt wurde. Mittelalterliche Zustände, die ich als überwunden glaubte. Wobei im Mittelalter wir Christen die Barbaren waren und die islamischen Wüstensöhne

weltoffen und tolerant. Seitdem haben sich die Positionen gera-dezu umgekehrt.

Jedenfalls möchte ich nicht in einem mittelalterlichen Land leben. Ich weigere mich bis heute, nach Saudi-Arabien zu reisen und sei es nur für einen Urlaub. Dieses Land werde ich wohl nie zu Gesicht bekommen.

Aber die Saudis haben mit ihrem Öl viel zu viel Geld verdient. Damit kann sich das Regime alles kaufen, was es will. Seit einiger Zeit steht auch mein geliebter Fussball auf ihrer Einkaufsliste. Die dabei investierten Summen sind in den letzten Jahren expo-nentiell gestiegen.

Der Fussball hat seine Unschuld schon seit vielen Jahren ver-loren. Wie leidenschaftlich habe ich als Jugendlicher meine Lieb-lingsmannschaften verfolgt, mit ihnen bei Niederlagen abgrund-tief gelitten und bei Siegen unbeschreibliche Freude empfunden?

Doch diese Zeiten sind endgültig vorbei. Die uferlose Kom-merzialisierung des Fussballs verfolge ich mit tiefer Abscheu. Heute werden damit Milliarden, wenn nicht sogar Billiarden, um-gesetzt. Wer auf und um den Rasen Erfolg hat, verdient viele Millionen. Und wer finanziert den ganzen Bling-Bling-Klamauk? Wir, die Zuschauer, die wegen des Fussballs ein bestimmtes Pro-dukt kaufen oder immer mehr für den Fussballkonsum bezahlen. Und nun sorgen die Saudis dafür, dass noch mehr Geld in dieses höchst lukrative Geschäft gepumpt wird, das früher eine reine Freizeitbeschäftigung war und nur der Freude wegen gespielt wurde.

Der Fussball ist ein öffentliches Gut, das uns allen gehört. Wieso soll ich für dieses Allgemeingut etwas bezahlen? Nicht mit mir! Ich zahle keinen Rappen extra für Fussballübertragungen. Die Mittwochabende mit Europacup-Spielen sind aus meinem Alltag verschwunden, seit sie aus dem öffentlichen Fernsehen verbannt wurden und nur noch auf Bezahlsendern zu sehen sind.

Jetzt ist also auch die Weltmeisterschaft an der Reihe. Seit sie mehr und mehr als reine Geldmaschine missbraucht wird, verliert sie zusehends ihren Reiz. So wird mir eine meiner liebsten Freizeitbeschäftigungen Stück für Stück aus meinem Leben herausgerissen.

Mir kommt fast die Galle hoch, als ich im Zeitungsartikel auf den Namen Infantino stosse. Wie kann es sein, dass ausgerechnet ein Schweizer diese von Geldgier und Korruption angetriebenen, fanverachtenden Machenschaften als grosser Zampano dirigiert? Ist der wirklich in der Schweiz aufgewachsen?

Ich sehne mich nach den guten alten Zeiten zurück und blicke gedankenverloren auf den Zürichsee. Dieser ist so glatt wie unsere kürzlich gekauften, frisch geschliffenen Granitblöcke, die inzwischen als neue Gartentischplatten dienen. Es ist absolut windstill. Der November zeigt sein schönstes Antlitz. Die Sonne scheint mir direkt ins Gesicht. Ich schliesse die Augen und geniesse das wohltuende Aufblitzen der warmen Sonnenstrahlen in meinen Augäpfeln. Ich sitze, wie fast immer an einem späten Sonntagvormittag, auf unserer Terrasse und lese die Sonntagsausgabe der Neuen Zürcher Zeitung, den Zigarillo im Mund und die Tasse frischen Kaffee trinkbereit zu meiner Linken. Schöner und entspannter geht es kaum.

Und doch geht mir der Puls wieder hoch, als ich die Karikatur von Chappatte in der NZZ am Sonntag erblicke. Putin schaut mit seinen Generälen auf eine mit Spielzeugpanzern bestückte Landkarte der Ukraine und kommentiert beiläufig: «Ich begrüsse das Massaker der Hamas ... genauso wie Israels massiven Ge-genschlag.»

Besser kann man diesen empathielosen, menschenverachtenden und eiskalt berechnenden neuen Zaren des Russischen Grossreiches kaum karikieren. Jedes noch so brutale Mittel ist ihm recht, solange es ihm dient. Wie konnte dieser moderne Zar

unsere friedliche Ordnung in Europa mit seinem blutigen Angriffskrieg auf die Ukraine zum Einsturz bringen? Von selbsternannten Führern, die aus ihren Zinnsoldatenspielen grauenvolle Wirklichkeit machten und Europa mit Bomben und Gemetzel überzogen, hatten wir in unserer Geschichte doch schon mehr als genug. Ich dachte, wir zivilisierten Europäer hätten das überwunden. Das sollte im Besonderen für die Russen gelten, die in der jüngeren Vergangenheit einen ausserordentlich hohen Blutzoll zahlen mussten. Putin hat mich eines Besseren belehrt.

Noch übler wird mir bei den jüngsten Auseinandersetzungen um Israel. Das sinnlose Abschlachten hunderter friedlicher Juden, ob jung oder alt, durch die Terrororganisation Hamas ist für mich an Brutalität kaum zu überbieten. Noch erbarmungsloser ist die Geiselnahme von jüdischen Zivilisten jeglicher Couleur als Kriegspfand. Da hat die Hamas noch eine Schippe draufgelegt. Kennt denn diese Spirale der Gewalt keine Grenzen?

Noch erschreckender ist aber, dass es bei uns in Europa grössere Gruppen gibt, die das abscheuliche Treiben der Hamas verteidigen und die Hamas bei grösseren Demonstrationen lautstark unterstützen. Das ist Antisemitismus in Reinkultur. Viele dieser Sympathisanten sind weder Palästinenser noch Moslems, sondern linke Intellektuelle.

Beim Weiterlesen der Zeitung stosse ich auch auf einen Artikel, der von einem sprunghaften Anstieg des Antisemitismus in der Schweiz nach dem brutalen Überfall der Hamas auf Israel berichtet. Den Judenhass kennt Europa seit Jahrhunderten, und ich liege falsch im Glauben, dass er nach der millionenfachen Judenvernichtung des Hitlerregimes keine grossen Massen mehr hinter sich scharen kann. Er kann es immer noch.

Bedauernswerte Juden bei uns und in Israel, aber auch bedauernswerte palästinensische Zivilisten, die ebenfalls nur Leid erfahren und keinen Frieden finden werden.

Hass und Wut auf Andersdenkende scheinen vollends die Oberhand zu gewinnen. Noch ganz in diesen Gedanken versunken, bleibe ich beim Interview der NZZ mit einem Soziologen hängen. Er sagt, die Spaltung der Gesellschaft werde von oben nach unten erzeugt. Polarisierungsunternehmer wie die AfD nützen aus, dass sich ein grosser Teil der Bevölkerung Mühe mit Veränderungen hat. Die AfD Strategen entwickeln gar keine Strategie, sondern warten auf das nächste Aufregerthema. Die Idee ist, die Unzufriedenheit einzusammeln und für sich auszu nutzen. Politisches Wegelagerertum nennt das der Soziologe.

Ich denke an den bekanntesten «Wegelagerer»: Donald Trump, der Narzisst, der die Nation spaltet. Ich finde ihn widerlich. Da bin ich bei weitem nicht allein, auch in den USA nicht. Trotzdem wurde er wieder gewählt, und auch in Deutschland gewinnt die AfD kontinuierlich an Wählerstimmen.

Bei all den schlechten Nachrichten überkommt mich eine heftige Melancholie. Die wärmenden Sonnenstrahlen und die Aussicht auf den spiegelglatten, glitzernd schimmernden Zürichsee kommen dagegen nicht auf. Die vielen blutigen Kriege – selbst in Europa, brutale Diktatoren, polarisierende Politiker, der zunehmende Hass und die Spaltung der Gesellschaft sowie die Macht des Geldes, die alle Lebensbereiche durchdringen, lassen mich eine ernüchternde Schlussfolgerung ziehen: Die Welt verändert sich zum Schlechten hin. Sie geht buchstäblich den Bach runter!

Genau in diesem Augenblick läutet mein Telefon. Es ist meine Mutter. Ich begrüsse sie etwas schroff, da sie mich in meinen Gedanken gestört hat. Schnell beruhige ich mich aber wieder und höre ihr dann geduldig zu, was sie mir zu berichten hat. In der letzten Zeit hat ihre Redseligkeit, wohl altersbedingt, abge-

men. Dennoch dauert der Smalltalk eine ganze Weile, bis sie endlich zum Thema kommt. Das Bewertungsgutachten für das Haus ihrer Mutter sei endlich eingetroffen und wir haben nun eine Basis für den Verkauf des Hauses. Sie habe bereits mit dem einzigen möglichen potenziellen Käufer gesprochen. Er sei bereit, ab nächster Woche Verkaufsverhandlungen mit uns zu führen.

«Aber du hast hoffentlich nicht schon einen Preis genannt?», frage ich.

«Nei, nei. Die Preisverhandlung überlass ich dir», entgegnet sie mir.

Ich gebe ihr einige mögliche Daten, an welchen wir uns mit dem Kaufinteressenten treffen könnten. Sie verspricht mir, mich wieder anzurufen, sobald sie einen Termin vereinbart hat.

Endlich ist es also so weit. Meine Mutter will sich von ihrem Elternhaus trennen. Sie hatte Jahre damit gezögert, weil das Haus mit so vielen Erinnerungen verbunden war.

Ich denke an meine Oma, der das Haus fast ein ganzes Leben lang gehörte. Und plötzlich blitzt eine Szene in meinem Gedächtnis auf, bei der die hochbetagte Oma, ohne sich zu versprechen oder zu verhaspeln, ein langes Gedicht rezitiert. Sie hatte es als Zehnjährige auswendig lernen und zu einem sehr besonderen Ereignis aufsagen dürfen. Es war wohl das Ereignis ihres Lebens.

## ***Der Kaiser kommt***

***Anfang Juni 1917***

«Mama, Mama, der Kaiser kommt!», rief die um Atem ringende Kreszentia ihrer Mutter aufgeregt von weitem zu. Sie war den ganzen Weg von der Volksschule zum Elternhaus gerannt, um der Mutter diese freudige Nachricht möglichst rasch zu überbringen. Ihre goldblonden Locken waren wild zerzaust und

Schweißperlen bedeckten ihr junges, unschuldiges Gesicht. Schliesslich hatte sie die Haustüre ihres stattlichen Elternhauses erreicht, wo sie ihre Mutter erwartete.

«Wie oft hab ich dir schon gesagt, dass man in der Öffentlichkeit nicht so herumbrüllt?», entgegnete ihr die Mutter.

Emma erzog ihre Kinder mit straffer Hand und achtete darauf, dass sie sich in der Öffentlichkeit tadellos aufführten. Das kam wahrscheinlich daher, weil sie als böhmische Köchin eine Auswärtige war und aus einfachen Verhältnissen stammte. Sie wollte um jeden Preis zu den angesehenen Bürgern des Dorfs dazugehören. Deshalb hatte sie damals auch Hermann, dem äussert gut situierten Zimmermann, eine der besten Partien im Ort, geheiratet. Sie kleidete sich immer schick und genoss nichts mehr, als sich in den neuesten Roben, allen den aktuellsten Pariser Trends folgend, an der Seepromenade den Leuten zu zeigen. Die auffallenden Hüte waren ihr Markenzeichen. Sie offenbarte bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihr kultiviertes Benehmen und liebte bei den Spaziergängen die unverbindliche Konversation mit den wichtigen Persönlichkeiten des Dorfs.

Ihre fünf Kinder mussten ihr natürlich nacheifern. Sie sollten in ihrem Leben zumindest die gleiche Stellung einnehmen, die sie nach so vielen Jahren der harten Arbeit, der Selbstbeherrschung und des Verzichts erreicht hatte. Das galt besonders für ihren ältesten Sohn Meinrad, dem sie alles zukommen liess, damit er sich bestmöglich entwickeln konnte.

Trotz all ihrer Erfolge war ihr das Glück in den letzten Jahren nicht immer hold. Ihr letztes Kind Alois kam ganzseitig gelähmt zur Welt. Selbst als Vierjähriger lag der kleine Bub meist regungslos und apathisch in seinem Kinderbett. Dieser Schicksalsschlag liess Emma noch mehr verhärteten und führte bei ihr zur Erkenntnis, dass nun auch der Sex keinen Platz mehr in ihrem Leben einnehmen durfte. Ein weiteres Kind wie Alois konnte sie nicht

zulassen. Ihren Mann Hermann liess sie seitdem in ihrer ureigenen Selbstdisziplin nicht mehr unter ihre Bettdecke.

Und dann war da noch dieser unsägliche Krieg, der selbst einer vermögenden Familie, wie der ihren, das Leben schwer machte. An vielen Tagen konnte sie, trotz aller Kochkunst, der Familie nichts Vernünftiges auf den Tisch servieren. Sie litten zwar nicht, wie viele andere, wirklich an Hunger. Aber diese vielen dürftigen Mahlzeiten drückten ihr, als einer nach Perfektion strebender Köchin, auf das Gemüt.

«Schnauf einmal tief durch, Zenzerl. Und dann erzähl mir in aller Ruhe und in einer normalen Lautstärke, was da mit dem Kaiser los ist.»

Kreszentia holte, wie ihr gesagt, tief Luft und begann, immer noch ganz aufgeregt, mit ihrem Bericht: «Stell dir vor, der Kaiser kommt zu uns! Der Lehrer hat uns gesagt, dass der Kaiser in zwei Wochen Lochau besucht. Er besichtigt das Strandhotel und fährt dann mit dem Schiff nach Bregenz. Der Lehrer arbeitet schon an einem Gedicht für diesen einmaligen Anlass. Morgen hat er das Gedicht fertig. Dann müssen wir es alle auswendig lerne und ihm vortrage. Die, die es am besten macht, darf es dann dem Kaiser vortrage.»

«Ach, Mama, ich will unbedingt die Auserwählte sein. Hilfst du mir dabei?»

«Aber selbstverständlich, mein Zenzerl. Warten wir auf Morgen, bis der Lehrer das Gedicht fertig hat.»

Emma war, wie ihre ganze Familie, dem Kaiser treu ergeben. Sie hatte den Habsburgern viel zu danken. Der Kaiserhof machte seit Jahrzehnten die böhmische Küche im ganzen Reich bekannt. Und nur deshalb war es ihr damals möglich gewesen, aus dem fernen Böhmen im schönen Lochau als Köchin Arbeit zu finden und schliesslich ihren Hermann kennenzulernen.

Mit der Krönung des neuen Kaisers Karl wurde ihre Kaiser-treue noch grösser. Besonders die junge, bildhübsche und stets modisch gekleidete Kaiserin Zita hatte es ihr angetan. Immer wieder betrachtete Emma das Bild des jungen Kaiserpaars, das seit einigen Monaten im Gasthaus Wellenhof hing. Der Kaiser war in Uniform. Zita trug ein schlichtes Kleid, das ihre schlanke Figur gut in Szene setzte. Auffallend war ihr üppiger Hut mit Blumenmotiven um die Krone und auslandender Krempe, alles ganz in Weiss.

Emma las jeden Zeitungsartikel über den Kaiser und vor allem über seine Frau. Zita verkörperte alles, wonach sich Emma sehnte. Es wäre ein unvergessliches Erlebnis, ihr wahrhaftig zu begegnen.

## *Viehzug*

### *Juni 1880*

Das war eine wahre Meisterleistung und verlangte ihnen alles ab. Giovanni hatte mit seinen beiden Brüdern Bartolo und Giuseppe die riesige Barackensiedlung in Langen am Arlberg erreicht. Sie waren nicht alleine gekommen, sondern hatten auch ihre vier Rindviecher mit dabei.

Vor mehr als zwei Wochen waren die drei mit ihrem Vieh aus Brez im Trentino aufgebrochen. Alle drei Brüder hatten Tränen in den Augen, als sie sich von ihren Eltern und ihren Geschwistern verabschiedeten. Aber es gab nun mal seit Generationen das Familiengesetz, dass die jüngeren Söhne den bäuerlichen Hof verlassen und in der Fremde ihr Glück suchen mussten. Das Anwesen warf nicht genug ab, um alle zu ernähren.

So beschlossen die drei Brüder, ihr Glück am Arlberg zu ver suchen. Es war ihnen zu Ohren gekommen, dass Habsburg dort

das Jahrhundertprojekt einer Eisenbahnlinie realisieren wollte. Als Trentiner gehörten sie zum Reich und rechneten sich deshalb, obwohl der deutschen Sprache nicht mächtig, gute Chancen aus, für den Bahnbau rekrutiert zu werden.

Die drei Brüder waren, wie alle in der Familie, mehr mit Rindern, Fleischhandel und Metzgern bewandert. Sie verstanden sich aber auch auf die Bearbeitung von Stein und hofften, als Steinmetze Arbeit zu finden. Und tatsächlich konnten alle drei in Bozen bei einer der vielen reichsweiten Rekrutierungsstellen für den Bau der Arlbergbahn einen Vorvertrag als Steinmetze abschliessen.

Dem Vater bereitete der Abschied grosse Qualen. Werden meine Söhne bei den deutschen Landsleuten Erfolg haben? Werde ich sie je wiedersehen, dachte er betrübt. Er wollte ihnen den Einstieg in der neuen Welt so leicht wie möglich machen. So kam er auf die Idee, ihnen ein paar seiner Rinder mitzugeben, die sich beim Bahnbau sicherlich gut verwerten liessen. Dort mussten die Mäuler vieler hungriger Arbeiter gestopft werden. Als gelehrte Metzger könnten die Söhne mit dem Fleischverkauf einen schönen Batzen hinzuerdienen.

So kam es, dass die drei Söhne sich mit fünf ausgewachsenen Rindern auf den beschwerlichen Weg machten. Über dreihundert Kilometer war der Weg lang, drei Pässe und vier Täler mussten bewältigt werden. Der Weg ging von Brez im Nonstal über den Passo delle Palade ins Vinschgau, dann über den Reschenpass ins Oberinntal. Von dort entlang des Stanzertals schliesslich über den Arlbergpass ins Klostertal. An dessen Anfang lag der kleine Weiler Langen, in welchem die Barackensiedlung für die Grossbaustelle der Arlbergbahn errichtet worden war.

Mehrmals waren die Brüder kurz davor, aufzugeben und wieder nach Hause zurückzukehren. Auf dem Reschenpass schneite es heftig und sie dachten, sie würden die Nacht nicht überleben.

Sie bissen sich halb erfroren durch und fanden schliesslich einen Bauern, der sie freundlicherweise für zwei Tage aufnahm, damit sie ihre steifen Glieder wieder aufwärmen konnten. Kurz nach dem Arlbergpass stürzte eines der Rinder unglücklich und brach sich ein Bein. Die Brüder mussten es schweren Herzens zurücklassen.

Das einzige Glück war, dass sie zu dritt waren. Wenn einer den Mut verlor, richteten ihn die beiden anderen wieder auf. Ihre ohnehin schon starken brüderlichen Banden wurden mit diesem Gewaltmarsch noch enger.

Nun standen sie also vor der riesigen, neu errichteten Holzbarackensiedlung. Mehrere hundert Arbeiter fanden hier Platz. Die Einwohnerzahl des kleinen Bergweilers Langen hatte sich durch die Ankunft der Arbeiter vervielfacht. Glücklicherweise waren viele Arbeiter ebenfalls aus den italienischsprachigen Landen zugewandert, sodass die Brüder keine Verständigungsprobleme hatten.

Von ihnen erfuhrn sie, dass in Langen gerade eine Metzgerei eröffnet worden war und brachten die vier verbliebenen Rinder dorthin. In den nächsten Wochen wurden sie allesamt geschlachtet. Der Preis für die Rinder war unerwartet hoch und verschaffte den drei ein gutes Startgeld in der Fremde. Alle Brüder halfen bei der Schlachtung mit. Besonders Bartolo, der älteste der drei, zeigte dabei sein Können als Metzgermeister. Ihm wurde daraufhin angeboten, dass er in der Metzgerei jederzeit gegen Entgelt aushelfen konnte.

Beim Bahnbau bearbeiteten und verbauten die drei Brüder unzählige Steinblöcke, die für die Abstützung der Tunnels, Viadukte, Brücken und Bahntrassen benötigt wurden. Vor allem kleideten sie in dem über zehn Kilometer langen Arlbergtunnel, der in Langen seinen Anfang nahm, mit Steinen aus. Die Arbeit

war eintönig und hart, aber die Brüder konnten wegen ihrer zupackenden, gewissenhaften und freundlichen Art das Vertrauen und die Wertschätzung ihrer Kollegen und Vorgesetzten gewinnen. Sie lebten sich nach und nach in ihre neue Umgebung ein.

Bartolo verbrachte immer mehr Zeit in der Metzgerei, bis er sie schliesslich ganz übernahm. Mit ihr betrieb er auch die Kantine der Arbeitersiedlung.

Giovanni fand ein hübsches Zimmer in einem Bauernhof der Familie Ebenherr in der benachbarten Gemeinde Wald. Und vor allem verliebte er sich in Mina, die hübsche junge Tochter des Hauses. Seine anfänglich dürftigen Deutschkenntnisse erlebten damit einen deutlichen Anschub. Er fühlte sich immer wohler in seiner neuen Heimat.

Doch leider kam es, wie es kommen musste. Nach vier Jahren wurden die Bauarbeiten der Bahnstrecke beendet. Kaiser Franz Joseph eröffnete am 20. September 1884 höchstpersönlich die neue Bahnlinie. Damit verloren aber die 14'000 Arbeiter ihre Arbeitsstelle.

Darunter waren auch Giovanni und Giuseppe. Bartolo besass die Metzgerei und hatte vor einigen Wochen den Gasthof Krone in Klösterle übernehmen können. Sein Auskommen war auch ohne die Bahnarbeit gesichert.

Die drei Brüder sassen am späten Abend im nun von Bartolo geführten Gasthof und besprachen in gedrückter Stimmung ihre Zukunft.

«Cari fratelli, ich bleib definitiv hier. Ich hab alles, was ich zum Leben brauche und fühl mich im Klostertal sehr wohl», meinte Bartolo.

Giuseppe, der jüngste der drei, entgegnete: «Du hast Fortuna gehabt, Bartolo. Ohne den Bahnbau gibt es hier nur wenige Möglichkeiten. Ich kann mir nicht vorstellen, mich als Lohnbauer zu verdingen. Da hätte ich ja auch gleich bei uns in Brez

bleiben können. Porca miseria! So stell ich mir meine Zukunft nicht vor. Viele Kollegen reden von Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Einige von ihnen haben sich schon auf den Weg gemacht. Ich glaub, ich werde ihnen folgen. Komm doch mit mir, Giovanni.»

Giovanni war seine Trübsal deutlich im Gesicht anzusehen. Traurig antwortete er: «Ich würd ja gerne mit dir mitkommen. Aber ich kann doch meine liebste Mina nicht verlassen. Ihr Vater erlaubt ihr nie im Leben, mit mir nach Amerika zu gehen. Mein Herz sagt mir: Ich muss hier bleiben.»

Bartolo wandte ein: «Miei cari fratelli, wir sollten alle hier bleiben. Unsere Banden sind stark. Nie waren wir voneinander getrennt. Wir konnten gemeinsam jedes noch so grosse Hindernis überwinden und werden auch dieses Mal wieder eine Lösung finden. Meine lieben Brüder: Bleiben wir doch zusammen!»

Giuseppe erwiderete: «Mein Entschluss steht fest. Ich geh nach Amerika. Du kennst mich gut, Bartolo. Ich würde als Lohnbauer nicht glücklich werden. Ich muss etwas Eigenes haben. Gib mir deinen Segen dazu.»

Nach langer Diskussion willigte Bartolo schliesslich zähneknirschend ein. So standen die beiden wenig später am neuen Bahnhof Langen, Giuseppe mit seinem Gepäck und Bartolo mit Tränen in den Augen.

Endlich gesellte sich auch Giovanni zu den beiden. Zur Überraschung seiner Brüder hatte er einen grossen Rucksack dabei. «Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Die Zukunft hier bietet mir einfach zu wenig. Ich mach es wie Giuseppe und such mein Glück in Amerika. Lieber ein gebrochenes Herz, als hier zu verkommen. Und mit meiner Mittellosigkeit werden Minas Eltern einer Heirat sowieso nie zustimmen.»

Nach einer letzten Umarmung, alle drei weinten hemmungslos, bestiegen Giovanni und Giuseppe den Zug und fuhren zum

ersten Mal als Passagiere durch den Arlbergtunnel, den sie selbst mit gebaut hatten. Werde ich die beiden je wiedersehen, sinnierte Bartolo traurig.

## *Lungenentzündung*

*November 1910*

Es dauerte lediglich zwei Jahre, bis Bartolo Giovanni wiedersah.

Giovanni musste wie Giuseppe einen grossen Teil seiner Ersparnisse aus der harten Arbeit am Arlberg für die Schiffspassage nach New York aufwenden. Sie schifften sich in Bremerhaven ein, dem damals bedeutendsten deutschen Auswandererhafen nach New York. Die Überfahrt auf der Werra, einem der grössten Schnelldampfer, verlief ruhig und ereignislos. Die beiden Trentiner teilten sich das Zwischendeck mit neunhundert Mitpassagieren der dritten Klasse. Die Enge war zwar unangenehm, aber Giovanni und Giuseppe hatten schon ganz andere Herausforderungen gemeistert. Nach zehn Tagen erreichten sie New York.

Die Immigration in der Empfangsstation Castle Clinton verlief erstaunlich problemlos. Als junge und gesunde Westeuropäer entsprachen sie genau den Arbeitskräften, die in Amerika benötigt wurden. Schon einige Stunden später passierten sie das Tor zur Neuen Welt.

Sie verbrachten einige Tage in New York und beobachteten mit Erstaunen und Bewunderung das ameisenhafte Treiben in der Stadt. Nie zuvor hatten sie eine so grosse Stadt gesehen. Endlose Menschenmassen schienen ziellos umherzuirren und doch einer ungreifbaren, universellen Ordnung zu gehorchen. Alles war im Aufbruch und überall wurde emsig gearbeitet, gehandelt und gebaut. Das Meer der mehrstöckigen Gebäude schien kein Ende nehmen zu wollen, die Möglichkeiten zur Entfaltung schienen grenzenlos.